

Leseprobe aus:
Ljuba Arnautović
Junischnee



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien





Ljuba Arnautović

JUNISCHNEE

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Figuren und Handlung sind literarische Fiktion auf Grundlage wahrer Begebenheiten.

Kursiv gedruckte Textstellen entstammen Originaldokumenten. Russische Dokumente wurden von der Autorin übersetzt.

Die Arbeit an diesem Roman wurde mit einem Projektstipendium des Bundes und einem Stipendium aus dem Literar-Mechana-Jubiläumsfonds gefördert.

Mit der freundlichen Unterstützung der Kulturabteilung der Stadt Wien, Literatur



1. Auflage 2021

ISBN 978-3-552-07224-4

© 2021 Paul Zsolnay Verlag Ges. m. b. H., Wien

Satz: Nele Steinborn

Autorenfoto: © Leonhard Hilzensauer/Zsolnay

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: L.A. Ring, Sønnen Ole kigger ud af vinduet

© Villy Fink Isaksen, Kollektion: Randers Kunstmuseum

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

JUNISCHNEE

Für meine Schwester Larissa

1

Anastasia hat keine Augenbrauen. Und mit 32 Jahren noch keinen Ehemann. Braucht sie keinen? Kriegt sie keinen? Weil sie keine Augenbrauen hat? Weil sie eine erste Tochter ist?

Dabei ist die Erklärung einfach. Der ihr bestimmt ist, muss erst noch zum Mann werden.

Als sie ihren Zukünftigen zum ersten Mal sieht, ist sie fünfzehn, und er ist ein kleiner Bub, den man in den Laden neben der Kirche geschickt hat. Es ist sein erstes Mal. Die halbwüchsige Anastasia steht hinter dem Ladentisch, als der Fünfjährige den fensterlosen Laden betritt, um Kerzen zu kaufen und einen Hering aus dem Fass. Die Helligkeit der Straße im Rücken, die Wangen rot vor Aufregung, umklammert er eine Münze in der verschwitzten, vor die Brust gepressten Faust. Anastasia wickelt das Wechselgeld in ein Tüchlein, damit es nicht verlorengeht. Dieses Tüchlein wird er ihr 1927 zurückgeben, wenn sie 32 und er 22 Jahre alt sein wird und er ihr endlich seinen Antrag machen kann. Jetzt streicht sie dem Kleinen eine hellblonde Strähne aus der Stirn und fragt ihn nach seinem Namen. Er nimmt eine gerade Haltung an: »Fjodor Nikolajewitsch Botscharow«, sagt er laut und ernsthaft seinen vollen Namen auf und geht davon. Sie lächelt ihm hinterher und murmelt: »Fjodor. Fedja. Fedjka.«

Der Laden gehört Anastasias Onkel, einem Bruder ihrer

Mutter. Die Familie ist groß, aber das Mädchen und seine Eltern haben mit den meisten Mitgliedern keinen Umgang. Anastasias Mutter Jewgenija lebt ohne den Segen ihres Vaters, weil sie gegen seinen Willen eine unpassende Verbindung eingegangen ist.

Jewgenijas Familie gilt als wohlhabend. Die Stadt Kursk, in der sie seit Generationen ansässig ist, liegt im fruchtbaren Schwarzerdegebiet tief in der russischen Provinz. Moskau ist mehr als fünfhundert Kilometer entfernt, im Norden. Im Süden ist es nicht weit bis zur Ukraine. Die Sprache der Bewohner ist schon davon gefärbt, die Vokale gedehnt und die Konsonanten weich.

Unter Jewgenijas Vorfahren finden sich Verwalter fürstlicher Güter, Popen, mehrere Lehrer, kleine und mittlere Beamte, ein Militärarzt und sogar ein Advokat. Bildung wird als der Schlüssel zu einer guten Position in der Gesellschaft gesehen, und früh wird den Kindern das Streben danach als wichtigster Lebensinhalt vermittelt. Jewgenijas Vater, Anastasias Großvater, erlernte von Jugend an das Geschäft seiner Vorfahren und übernahm schließlich das Holzhandelskontor seines Vaters, um es später an seinen Ältesten weiterzureichen. Das erstgeborene Kind, Jewgenija, spielt – wie auch ihre Schwestern – in dieser Kette keine Rolle. Der erste Sohn erbt den Holzhandel, an den zweiten gehen die beiden Läden. Der eine, im Stadtzentrum gelegene, hält ein Sortiment bereit, das von einer städtischen Kundschaft nachgefragt wird. Ganz anders der kleinere Laden im unteren, dörflichen Teil der Stadt. Zwar gehört auch dieser Bezirk zum Stadtgebiet, aber er wirkt alles andere als städtisch. Das liegt wohl an den geografischen Gegebenheiten. Das Gelände wird von zwei Flüssen eingerahmt, die es jedes Frühjahr unter Wasser setzen. Die Menschen leben in ein-

fachen Holzhäusern, die sich entlang einer staubigen Fahrstraße reihen. Sie ernähren sich zum Gutteil von ihren schmalen Gärten, die hinter den Häusern liegen und sich bis zum jeweiligen Fluss erstrecken. Es war klug, hier einen Laden zu eröffnen. Der Weg in die Oberstadt ist weit, die Straßen oft nicht benutzbar. Während der jährlichen Überschwemmungen im Frühling steht das Leben still, man besucht die Nachbarn mit Booten und sieht dem Wasser beim Versickern zu. Das Hochwasser ist stets willkommen, und wenn es einmal ausbleibt, sorgt man sich um die Fruchtbarkeit der Gärten.

Oben hatte man derweil eine richtige Stadt samt Bahnhof gebaut, Schienen wurden gelegt, und auf ihnen rollte der Fortschritt heran, brachte Baumaterial für Fabriken und Höhere Schulen. Die neue Zeit fegte über die Unterstadt hinweg, ihre Holzhütten duckten sich noch tiefer in die braune Erde, während oben Asphalt gebräut und Straßen gegossen wurden, darauf graue Häuser aus Stein wuchsen. Alle Neuerungen spielten sich in der Oberstadt ab. Lange blieben die Menschen herunter ohne Strom, Wasserleitung und Kanalisation. Jene, die zum Lernen oder zum Arbeiten hinaufgingen, brachten Geschichten mit, über die die Alten ungläubig den Kopf schüttelten. Mit jedem Jahr wandten sich die Jungen mehr von Schlamm, Wasserpumpen und Latrinen ab und suchten den Komfort der neuen Zeit. Sie verheirateten sich »nach oben«, und am Tag nach der Hochzeit zogen sie in die steinerne Stadt.

Nicht so Jewgenija, die älteste Tochter der Familie. Sie hatte sich noch als Schülerin in einen Burschen verliebt, dessen Familie nicht über die Mittel – oder wenigstens den Ehrgeiz – für einen Aufstieg verfügte. Sie folgte ihrem Bräutigam hinunter – geografisch wie auch gesellschaftlich.

Der Besitz, zu dem es Jewgenijas Familie über Generationen gebracht hatte, sollte unbedingt bewahrt, wenn möglich vermehrt werden. Das war nur durch gute Partien gewährleistet. Man hatte in fünf Kinder investiert, auch den Mädchen eine gute Bildung zukommen lassen. Diese Investition musste sich lohnen. Das Ausscheren seiner Ältesten enttäuscht den Vater. Fast bereit er, diese Hauslehrer mit ihren neumodischen Ideen beschäftigt zu haben. Er selbst glaubte ja auch an den Fortschritt, die Technik und ihre Hervorbringungen, und an die Befreiung der Menschen von Mühsal, Dummheit und Sklaverei. Wenn er auch nichts von einem Umsturz hielt, von dem die immer wieder kursierenden Flugschriften kündeten, ließ er sich doch von der Begeisterung für manch neue Idee, die diese Zeilen verkündeten, beeindrucken. Später kamen ihm Zweifel. Vielleicht war die Zeit noch nicht reif? Vielleicht hätte er kein Risiko eingehen, seine Töchter doch lieber nach alter Sitte erziehen sollen? Bei den Jüngeren, nimmt er sich vor, wird er strenger sein, hoffentlich ist es noch nicht zu spät.

Einen Fluch gegen seine Erstgeborene auszusprechen, dazu wollte er sich trotz seiner bitteren Enttäuschung über ihre Unfolgsamkeit nicht entschließen. Das hätte auch die nachfolgende Generation betroffen, und dies erschien ihm doch unverhältnismäßig hart. Und so hat er es mit der Verweigerung seines Segens gut sein lassen. Seine Frau, die weiterhin Kontakt zu Jewgenija hält, lässt er gewähren, nur wird zwischen ihnen kein Wort darüber gewechselt. Und er lässt es zu, dass seine Enkelin Anastasia im Laden seines Sohnes aushilft. Nie richtet er ein Wort an das Mädchen, aber er beobachtet Anastasia verstohlen aus der Entfernung, sucht und entdeckt Ähnlichkeiten. Ihm gefallen ihre gerade Haltung und ihr verschlossener Ernst.

Als Anastasia den kleinen Fjodor, ihren zukünftigen Ehemann, kennenlernt, steht sie bereits seit vier Jahren an mehreren Nachmittagen in der Woche im Laden des Onkels, nachdem sie mit elf Jahren nach der fünften Klasse die Grundschule beendet hat – keine Rede von Hauslehrern wie bei ihren Cousinen und Cousins. In der übrigen Zeit versorgt sie die jüngeren Geschwister, damit ihre Mutter Jewgenija sich der Wäsche fremder Herrschaften in der Oberstadt widmen kann, einer notwendigen Einnahmequelle der Familie, seit das Unglück geschehen war.

Die Balken und Ziegel liegen aufgeschichtet im Garten, die Helfer aus der Nachbarschaft sind schon bestellt und der Tag bestimmt, an dem mit dem Ausbau des Hauses begonnen werden soll. Jewgenija ist gerade mit dem dritten Kind schwanger, als ihr Mann den Arbeitsunfall hat, in dessen Folge ein Bein steif bleibt. Seinem Beruf als Zimmermann kann er fortan nicht mehr nachgehen, und so lässt er sich von einem Pelzschneider anlernen und arbeitet als sein Gehilfe. Frau und Kinder müssen erleben, wie ein Mensch vor ihren Augen zu einem anderen wird. Seine Absicht, es dem Schwiegervater zu beweisen, ist zunichte, die Schmerzen im Bein manchmal nicht zu ertragen. Aus dem ehrgeizigen, aber sanften Mann wird einer, der oft schreit und mit Gegenständen, später auch mit Menschen grob umgeht. Alkohol kann den Schmerz etwas betäuben, und den zerstörten Stolz. Der Schwiegervater behält recht, und Jewgenija hat am Ende vier Kinder, aber keine Familie mehr und keine Liebe.

So bleibt nur das winzige Häuschen, in dem ihre wachsende Familie leben muss. Es besteht aus einem einzigen L-förmigen Raum, in dem Kochen, Waschen, Schlafen, Streiten stattfinden.

Manchmal kommt Jewgenijas Mutter, Anastasias Großmutter, zu Besuch, sie ist ihrer ältesten Enkelin sehr zugeneigt. Die beiden verbindet eine Gemeinsamkeit. Als Anastasia acht Jahre alt ist, spricht die Großmutter zum ersten Mal von einer Besonderheit. Und von einem angeborenen Zeichen, einem Beweis. Einem Stempel, den die Natur bestimmten Frauen aufdrücke, die mit dieser angeborenen Gabe ausgestattet seien. Bei ihr selbst sei es ein behaartes, halbmondförmiges Muttermal am Schulterblatt. Ihre Tochter Jewgenija habe ein gespaltenes Ohrläppchen. Und bei ihr, der Enkelin Anastasia, fehlten die Augenbrauen. »Du bist die erste Tochter einer ersten Tochter einer ersten Tochter, du bist ein Glied in einer Kette, du hast Fähigkeiten. Später wirst du verstehen.«

Anastasia beginnt ihre Mutter zu beobachten. Erst jetzt nimmt sie den kleinen Makel wahr, von dem die Großmutter gesprochen hat. Jewgenija weiß ihn geschickt unter Haar und Kopftuch zu verbergen. Nachbarinnen kommen ins Vorhaus, und es wird geflüstert: Man ruft sie zu kranken Kühen oder zu Enten, die das Gefieder verlieren. Man bringt Säuglinge, deren Nabel nicht verheilen will, oder Kinder mit Warzen an den Fußsohlen. Jewgenija murmelt bestimmte Worte. Die Warzen verschwinden, der Nabel trocknet ab, den Enten wachsen Federn, und die Kuh gibt wieder Milch. Es ist nicht erlaubt, Geld für diese Dienste anzunehmen, aber die Nachbarinnen bringen ein Stück Kuchen, einen Becher Zucker oder Stoff für eine Schürze. Es wird getuschelt, und man verstummt, sobald das Mädchen in Hörweite kommt. Als Anastasia es eines Tages wagt, ihrer Mutter eine Frage zu stellen, zuckt Jewgenija nur unwirsch die Schultern und wendet sich einer Arbeit zu.

Bei Sonnenuntergang sitzen die Frauen des Viertels auf den

Bänken vor ihren Häusern und lassen den Tag zu Ende gehen. Sie schweigen ausgiebig, bis sich das Licht und die Geräusche ringsum verändern. Dann reden sie. Der junge Fjodor habe seinen Beruf vielleicht nur deshalb gewählt, um in die Nähe dieses spröden Mädchens zu kommen? Dass mit der was nicht stimmt, ist doch offensichtlich. Wie schon deren Mutter Jewgenija (wie konnte die nur so ungeschickt sein und sich derart ungünstig verheiraten?) ist auch Anastasia den Leuten nicht geheuer. Worauf ist die stolz? Wie sie da so ungemein aufrecht im schummrigen Laden steht, abweisend, doch irgendwie leuchtend. Die glaubt wohl, dass sie auch so eine ist. Eine, die man braucht im Dorf, die man aber zugleich fürchtet. Niemand wagt es, ihr näher zu kommen als nötig.

2

Auch der 1903 geborene Fjodor darf nicht lange Kind sein. Seine Eltern sind arm, und früh muss er, als der ältere der beiden Söhne, im Garten, der hauptsächlich zum Anbau von Kartoffeln und Kohlköpfen genutzt wird, mithelfen. Und im Stall – auch wenn dieser Stall nicht einmal eine Kuh, nur eine Ziege, einige Hasen und eine kleine Hühnerschar beherbergt. Mit neun Jahren schickt man ihn zur Schule, denn Lesen, Schreiben und Rechnen soll der Bub schon können. Nach dem Unterricht und in den Ferien arbeitet er umso härter daheim mit.

Sein Vater Nikolai hat einen Beruf, er ist Dachdecker. Dabei ist er von der Auftragslage und vom Wetter abhängig. Nicht immer kann er einen ausreichenden Lohn heimbringen. Manchmal muss die vierköpfige Familie sich eine Woche lang mit einem Tageslohn begnügen.

Sobald Fjodor zwölf Jahre geworden ist, wird seine Schulbildung nach drei Klassen für ausreichend erachtet. Der jüngere Bruder übernimmt jetzt Stall und Garten, und Nikolai nimmt Fjodor mit auf die Baustellen. So erlernt er das Handwerk des Vaters, ohne Lehrzeugnis, ohne Gesellenprüfung, ohne Meisterbrief. Dass der Bursche von der Mechanik fasziniert ist und davon träumt, Fahrräder zu reparieren oder sogar neuartige Maschinen für die Feldarbeit zu erfinden, interessiert nieman-

den. Mit vierzehn verdient er halb so viel wie sein Vater. Als er siebzehn ist, tobt ein Bürgerkrieg durch das Land, der sich später Revolution nennen wird, für den Nikolai zu alt und seine Söhne zu jung sind. Häuser werden zerstört, Dächer beschädigt – trotzdem wird der Vater arbeitslos und mit ihm der Sohn.

Fjodor bekommt seine erste Anstellung in der riesigen Getreidemühle, die gerade noch einem Fabrikanten gehört hatte und jetzt unter staatliche Verwaltung gestellt wurde.

Dann folgt die Periode der »Neuen Ökonomischen Politik«, die Privateigentum und freie Berufe toleriert, und Fjodor macht sich selbständig. Mit seinem Vater und zwei weiteren Handwerkern bildet er eine Brigade. Einer von ihnen hat immer einen Auftrag an der Hand. Die Aufbruchsstimmung verspricht dem jungen Mann eine gute Existenz. Doch nach nur vier Jahren werden die Männer wieder in die Fabriken oder Kolchosen beordert. Fjodor geht zurück in die Getreidemühle, als ungelerner Arbeiter. Der Werkmeister erkennt das Geschick seiner Hände und seine Neugier an Maschinen, und er lernt ihn in der Werkstatt als Feinmechaniker an. Bald setzt er ihn als Fachkraft ein, nicht mehr als Hilfsarbeiter. Fjodor wird jetzt bald um Anastasias Hand anhalten können.

1922 war das Land zu einem neuen Staat geworden und heißt jetzt Sowjetunion. 1924 stirbt der Revolutionsführer, und im Jahr darauf wird Fjodors Mentor samt seiner Familie umgesiedelt. Von Kasachstan ist die Rede gewesen – Fjodor hat nie mehr etwas von ihm gehört. Er selbst muss zurück »ins Mehl«, weil jetzt die Vorschriften streng eingehalten werden müssen, und Fjodor kann keine abgeschlossene Berufsausbildung nachweisen.

Regelmäßig geht er in den kleinen Laden neben der Kirche – die jetzt keine mehr ist –, um sich Anastasias Lächeln abzuholen. Um sich zu versichern, dass sie immer noch unverheiratet ist. Sie berichtet von den Enteignungen und »Versetzungen« in der Herkunftsfamilie ihrer Mutter. Und dass sich ihr Großvater rechtzeitig aus dieser Welt verabschiedet habe. Sein Tod habe es ihm erspart, mit ansehen zu müssen, wie seine Familie auseinanderfällt und all sein Zusammengetragenes zertrümmert wird.

Fjodor bewirbt sich beim Betriebsrat der Mühle um einen Ausbildungsplatz zum Feinmechaniker. Er lernt noch einmal Lesen und Schreiben, damit er dem abends stattfindenden Unterricht folgen kann. Die schriftliche Prüfung fällt katastrophal aus. In der praktischen ist er der Beste seines Jahrgangs, darum bewilligt ihm die Kommission ein wiederholtes Antreten. Bis dahin darf er schon einmal als Anwärter in der Werkstätte der Mühle arbeiten – diesen Arbeitsplatz kennt er ja von früher bestens. Beim zweiten Antreten muss jemand beide Augen zugeedrückt haben – Schreiben ist einfach nicht sein Ding, wo doch seine Hände so geschickt sind. Pläne und Zeichnungen kann er aber gut lesen. Zu Beginn des Jahres 1927 wird Fjodor regulär als Feinmechaniker in der Werkstätte des Betriebs eingestellt, er tritt der Kommunistischen Partei bei, und jetzt kann er endlich Anastasia fragen, ob sie seine Frau sein möchte.

Fjodor hat breite Unterarme mit blonden Härchen, helles glattes Haar und graue Augen. Als Bub, wenn er in den Laden geschickt wird, hat er immer ein eigentümliches Gefühl – ist das Furcht? Wenn ja, dann fühlt sich diese Furcht irgendwie angenehm an, als würde etwas Weiches über seinen Nacken streichen und ein leichtes Frösteln verursachen. Eines Tages

versinkt sein heller Blick in ihren dunklen Augen und will gar nicht mehr wieder auftauchen. Er ist angezogen von der Strenge dieses Mädchens, die viele fürchten und für einen Grund ihrer Ehelosigkeit halten. Hübsch ist sie, kein Zweifel, aber ein Blick aus ihren braunen Augen jagt so manchem in ihrer Umgebung Respekt ein.

Der fünfjährige Fjodor ist noch unsicher in ihrer Gegenwart, aber nicht mehr der achtzehnjährige, und erst recht nicht der 23-jährige. Er sieht, was andere nicht sehen, sogar die Bögen feinsten Flaums über ihren Augen.

Niemand wird je Zeuge von Zärtlichkeiten zwischen den beiden. Aber ihre Blicke lassen sich nicht verbergen, und so sieht es alle Welt: Hier geht ein Liebespaar. Auch nach dem dritten Kind: Hier geht ein Liebespaar. Im Dorf wird gerätselt und getratscht. Verhext wird sie ihn haben, mutmaßen die Frauen bei ihren abendlichen Sitzungen. Das ist doch nicht normal, so ein fescher junger Mann, unsere Mädchen verdrehen die Köpfe nach ihm, und er nimmt sich ausgerechnet die da.

Die Männer stehen mit ihrem feierabendlichen Bier im Kreis, auch sie brauchen eine Erklärung: Ganz sicher stimmt bei dem da oben was nicht. Hat wohl ein einfaches Gemüt, dieser Bursche.